

Rückblick

Antike im Mittelalter – Fortleben, Nachwirken, Wahrnehmung*

HEIKO STEUER

1. Tagungskonzept

Das 25jährige Bestehen des Freiburger Forschungsverbundes „Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland“¹ bot den Anlass zu diesem internationalen und interdisziplinären Kolloquium vom 29. bis 31. Oktober 2009 in Freiburg. Das Tagungsthema „Antike im Mittelalter. Fortleben, Nachwirken, Wahrnehmung“ griff die zentrale Zielrichtung des Verbundes auf, indem Kontinuitäten, Transformationen und Umbrüche seit der Antike im Spiegel der Wahrnehmung im Mittelalter in den Mittelpunkt gestellt wurden. Die Tagung wurde von der Gerda-Henkel-Stiftung gefördert, wofür ihr auch an dieser Stelle gedankt sei.

Anfang November 1984 war von den drei Einrichtungen der Freiburger Universität – Provinzialrömische Archäologie, Frühgeschichtliche Archäologie und Archäologie des Mittelalters sowie Mittelalterliche Geschichte – der Forschungsverbund gegründet worden. Er hat sich zum Ziel gesetzt, in interdisziplinärer Perspektive wesentliche Umbruchzeiten und Veränderungen im ersten Jahrtausend zu erforschen, wobei das Jahrtausend erweitert gesehen wird: von der vorrömischen Keltenzeit bis zur Phase der hochmittelalterlichen Stadtgründungen. Der Blick richtet sich auf ethnische, politische, soziale, wirtschaftliche sowie allgemein kulturelle Wandlungen. Dazu wird die archäologische, schriftliche und bildliche Quellenüberlieferung befragt. Schon der Humanist Beatus Rhenanus hatte gewissermaßen den Ansatz des Forschungsverbundes fünfhundert Jahre zuvor formuliert, der sowohl den rheinnahen Schwerpunkt als auch die Zeitspanne von der römischen Kaiserzeit bis in die Salierzeit in seinem Hauptwerk übergriff.²

Im Jahr 2009 blickte der Verbund auf 25 Jahre erfolgreicher Arbeit zurück, deren Ergebnisse in mehreren Berichten und Tagungspublikationen sowie in zwei Schriftenreihen vor-

* Dieser Rückblick stellt eine modifizierte Fassung des Berichts des Verf. dar in: Archäologisches Nachrichtenblatt 17 (2012), Heft 1, S. 68–83.

1 Sebastian BRATHER, Dieter GEUENICH, Alexander HEISING, Christoph HUTH, Heinz KRIEG, Hans Ulrich NUBER, Gabriele SEITZ, Heiko STEUER und Thomas ZOTZ (Zusammenstellung), 25 Jahre Forschungsverbund 1984–2009 „Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland“ an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau. Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends Sonderband, Rahden/Westf. 2010.

2 Dieter MERTENS, Beatus Rhenanus. Der Blick in die Bücher und der Blick in die Welt, in: *Historia archaeologica*. Festschrift für Heiko Steuer zum 70. Geburtstag, hrsg. von Sebastian BRATHER, Dieter GEUENICH und Christoph HUTH (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband 70), Berlin New York 2009, S. 609–619, hier S. 609.

gelegt worden sind: *Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland* (Jan Thorbecke Verlag), bisher 19 Bände; *Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends* (Verlag Marie Leidorf), bisher 18 Bände (Stand 2012).

Die erklärenden Begriffe des Programms „Fortleben“, „Nachwirken“ und „Wahrnehmung“ der Antike im Mittelalter bildeten die Leitlinien der Tagung. Dabei lag der Schwerpunkt auf dem Südwesten, auf dem Gebiet beiderseits des Hoch- und Oberrheins, dem sich der Forschungsverbund widmet, doch in den Diskussionen kamen vergleichende Befunde regelmäßig zu Worte. Die Vorträge boten weiterführende neue Ergebnisse.

Vorgesehen waren insgesamt 25 Vorträge, gegliedert in die fünf Themenkreise A. Einführung; B. *Civitates, castella, villae*; C. Institutionen; D. Landschaft und Besiedlung, Wandel des Besiedlungsmusters; E. Wahrnehmung und Rezeption der Antike im Mittelalter. Es folgten eine abschließende Zusammenfassung und die Schlussdiskussion.³ Vorgegeben durch das Arbeitsgebiet haben sich die meisten Referate mit dem Südwesten Deutschlands beschäftigt, auch wenn Referenten und vor allem auch Moderatoren aus Frankreich, der Schweiz, aus Österreich und England beteiligt waren, deren Arbeiten im internationalen Rahmen einen innovativen Charakter und somit auch die geographisch-kulturell auf den Südwesten eingegrenzten Forschungsansätze mit neuen Impulsen versorgt haben.

2. Neue Aspekte

Vor allem in den letzten Jahren haben archäologische Ausgrabungen in den großen römischen Städten wie Straßburg und Konstanz – und ebenso in Köln, Mainz und Trier oder auch Regensburg – nachgewiesen, dass es in starkem Maße jeweils Siedlungskontinuitäten gibt, womit die frühere These vom Verschwinden der Stadtkultur zwischen Spätantike und Karolingerzeit anders zu bewerten ist. Das hilft auch, die spärliche, bruchstückhafte schriftliche Überlieferung erst besser zu verstehen und diese neu zu deuten. Eine Kontinuität weist auch das Verkehrsnetz im ehemals römischen Gebiet auf, während im ländlichen Bereich das Muster der verstreuten Gutsbetriebe, der *villae*, von der Verteilung von Dörfern mit zahlreichen Gehöften abgelöst wird. Hier liegt ein Bruch vor, der aber erst im Frühmittelalter erfolgte, im späten 5. Jahrhundert. Zuvor haben anscheinend nicht nur eingewanderte Germanen, sondern auch eine römische Restbevölkerung im Areal römischer Villen gesiedelt und sich der neuen Wirtschaftslage angepasst; es handelt sich jeweils nicht um die Elite, sondern um ärmliche, einfachere Bevölkerungsgruppen.

Bei der Wieder- oder Weiterverwendung römischer Bauwerke bleibt die Dichotomie, dass diese sowohl nur Rohstoffquelle waren, als auch darüber hinaus oft Bedeutungsträger. Die Befragung der zahlreichen frühmittelalterlichen Kirchen, von der Dorfkirche bis zum Münster, die direkt auf römischen Mauerfundamenten stehen, hat das bestätigt.

Demgegenüber ging das Wissen von der römischen Vergangenheit nicht verloren, sondern wurde einerseits überliefert in der Weiternutzung der Ruinen und Strukturen, wenn Bezeichnungen wie *in horrea*, *in foro* oder *ad balneos* noch im 12./13. Jahrhundert gebräuchlich waren. In Köln sind die Kontinuitäten römischer Ruinen nicht nur sichtbar, in der Stadtmauer, im Ausbau der spätantiken Grabanlage zur Kirche St. Gereon, sondern sogar in der Kontinuität der Funktion, wenn das heutige Rathaus über dem römischen *praetorium* steht.

3 Der Vortrag von Martina Pitz † konnte krankheitshalber nicht gehalten werden, der Beitrag von Dieter Mertens wurde für den Druck nachträglich eingereicht.

Bewusstes Anknüpfen an die Antike mit dem Ziel, ehrwürdiges Alter und damit seit eh und je bestehende Rechte zu manifestieren, fand real durch Wiederverwendung antiker Bauelemente und Inschriften statt und ideologisch, wenn im Hochmittelalter die Abstammung von römischen Familien konstruiert wurde.

In der Diskussion wurde herausgestellt, dass die Suche nach der Wahrnehmung antiker Relikte im Mittelalter eine moderne Fragestellung sei; im Mittelalter wurden solche Relikte nicht als „Antike“, sondern eben als alt bezeichnet. Einen Vergangenheitsbegriff in unserem Sinne gab es im Mittelalter nicht, *antiquuus* bedeutete nebeneinander sowohl ehrwürdig als auch verfallen.

Die auffälligen – aufgrund der reichhaltigen Grabbeigaben an Schmuck und Waffen – Reihengräber vom späten 5. bis frühen 8. Jahrhundert werden nicht mehr in erster Linie als neuer ‚germanischer Brauch‘ auf ehemals römischem Boden angesehen, sondern als Ausdruck der Selbsteinschätzung sich neu formierender Gesellschaft aus Römern und Germanen, die einen speziellen kriegerischen Aspekt aufwies und die im Zuge der „Transformation of the Roman World“ die Grundlage für das Mittelalter legte – Widerspiegelung einer Gesellschaft im Umbruch im Übergang.

Die zahlreichen germanischen Offiziere in der spätrömischen Armee sollten nicht mehr als alemannische oder fränkische Krieger in römischem Dienst beschrieben werden, sondern eher als „Wahl-Römer“. Schon für die Jahrhunderte zuvor ist die Wissenschaft der Auffassung, dass erst durch Rom die germanische Gesellschaft indirekt neu strukturiert wurde, die Stammeswelt und die Gefolgschaftsverbände der kriegerischen Wanderzeit als Reaktion auf die Bedrohung durch Rom.

Der unbegründete Rückgriff bei der Verwendung der Bezeichnung *Brisigavi* in die Zeit der frühen Alemannen, in die Epoche der Könige Vadomar und Gundomad, wie er seit Jahrzehnten in der Wissenschaft üblich war und womit die Breisgau-Alemannen lokalisiert werden konnten, wurde korrigiert: Die Überprüfung der Quellen hat gezeigt, dass die Benennung *Brisigavi* als Name für römische Truppenteile erst um 400 aufkommt und als Gebietsbezeichnung gar erst im 8. Jahrhundert.

Der Vergleich der Ergebnisse, die für den südwestdeutschen Raum, dem Arbeitsgebiet des Forschungsverbundes, gewonnen worden sind und den ähnlichen Forschungsergebnissen im weiteren westlichen Mitteleuropa bestätigt die jeweils gewonnenen Resultate, so dass Parallelbefunde in anderen Räumen durchaus helfen, Situationen im Südwesten zu erklären, und dass umgekehrt Befunde im Südwesten auch für andere Gebiete herangezogen werden sollten. Somit wurde nicht nur bekanntes Wissen, sondern auch durch andere Betonung neue Erkenntnisse zu den drei Schlagworten des Tagungs-Themas „Fortleben, Nachwirken, Wahrnehmung“ gewonnen.

3. Die Vorträge

A. Einführung in das Thema der Tagung

Im Vergleich mit einer Reihe von Tagungen und Publikationen der letzten 30 Jahre zu Themen wie ‚von der Antike zum Mittelalter‘, ‚Kontinuitäten oder Brüche‘, ‚Wandlungen oder Transformationen‘, ‚Nachleben oder Überleben‘, ‚Weiterverwendung oder Wiederverwendung‘ wurde das Programm der Tagung unter der Moderation von Walter Pohl von Seiten der Frühgeschichtlichen Archäologie (Heiko Steuer) eingeordnet. Es gilt, in der Gegenwart

erhaltene und erkennbare Befunde aller früheren Epochen in der Landschaft, in Bauten und in der Schriftüberlieferung seit urgeschichtlicher Zeit, im Rahmen der Tagung speziell seit der Antike, wieder in ein zeitliches Nacheinander aufzulösen und zu fragen, was vom Alten in der jeweiligen Gegenwart noch wahrgenommen und wie verstanden wurde; zugleich werden wir mit der Kenntnis konfrontiert, dass wir nur unsere eigene, heutige Sicht von der somit vermeintlichen Auffassung des Mittelalters im Mittelalter von der Antike erfassen können. Die formulierten Forschungsergebnisse spiegeln also weitgehend gerade auch gegenwärtiges Geschichtsverständnis, was – allgemein bekannt – dazu führt, dass die Vergangenheit immer wieder neu formuliert wird, aber damit auch die Veranstaltung derartiger Tagungen zu vergleichsweise häufig ähnlich behandelten Thema rechtfertigt. Doch im Gegensatz zur Geschichtswissenschaft, deren Quellenbestand kaum zu erweitern ist, jedoch regelmäßig neu bewertet wird, steuert die Archäologie durch Ausgrabungen immer noch eine ständig wachsende Befundmenge bei, die in die interdisziplinäre Interpretation eingebracht wird und damit neues Licht auch auf alte Quellen wirft.

Für die Provinzialrömische Archäologie legte Hans Ulrich Nuber den Schwerpunkt auf den Zeitraum von 200 Jahren, von der spätrömischen Zeit des 3./4. Jahrhunderts und der Auflösung und dem Ende des weströmischen Reiches im Jahr 476 bis zum Übergang zu germanischen Herrschaftsstrukturen in den ehemaligen römischen Provinzen Germania I, Sequania und Raetia I und II. Betont wird die Einigkeit in der heutigen Forschung, dass das Römische Reich nicht unterging, sondern seine Erscheinungsformen eine der wesentlichen Grundlagen für das Neuentstandene bildeten und noch lange bestimmend nachwirkten. Erläutert wurden beispielhaft archäologische Befunde, die eine tragende Rolle beim Übergang zum Mittelalter gespielt haben, mit Hinweis auf nachfolgende Referate.

Für die Mittelalterliche Geschichte beleuchtete Thomas Zotz die Phase vom Ende der Antike bis zum hohen Mittelalter anhand der schriftlichen Überlieferung. Entscheidende Entwicklungslinien im Südwesten, in Alemannien und im Elsass, werden greifbar anhand der Eingliederung des Raumes in das Frankenreich einerseits und der politischen Neuordnung unter den frühen Karolingern andererseits. Erste Spuren der Rückbesinnung im frühen Mittelalter auf die eigene antike Vergangenheit werden sichtbar. Anfangs haben „auswärtige“ Schriftsteller des spätantiken Rom, des gallorömischen Kulturraumes und des fränkisch geprägten Burgund sowie Italiens berichtet, ehe im 8. Jahrhundert die einheimische eigene Schriftkultur im Umkreis von St. Gallen mit dem Reichenauer Mönch und Gelehrten Walafried Strabo einen ersten Höhepunkt erreichte.

B. *Civitates – castella – villae*

Mehrere Referate, moderiert von Wolfgang Haubrichs und Christoph Huth, widmeten sich diesen römischen Orten unterschiedlichen Ranges, von den Zentralorten, den *civitates*, bis zu den Gutsbetrieben, den *villae*, unter dem Aspekt ihrer Weiternutzung.

Als erstes Beispiel für die Geschichte spätrömischer *civitates* von der Antike zum Mittelalter im südwestdeutschen Raum wurde die Entwicklung Straßburgs im Vergleich des Forschungsstandes um 1900 mit den neuesten archäologischen Grabungsergebnisse seit den 1980er Jahren dargestellt (Jean-Jacques Schwien). Befestigungsanlagen, Sakralgebäude, Gräberfelder und Siedlungsareale zeigen deutlich mehr Nutzungsspuren aus den Jahrhunderten zwischen Spätantike und hohem Mittelalter als bisher gewusst. Die sog. „Schwarzerdeareale“, Acker- und Gartenland auf ehemaligen Siedlungsgebieten, die auch in anderen spätantiken Zentralorten erkennbar geworden sind, spiegeln in Straßburg den Prozess der

topographischen Verlagerung vom Ort der antiken Stadt zum Gebiet der Stadt des 12./13. Jahrhunderts. Nach Dendrodatierungen ist z. B. aber die Mauer des römischen Lagers im 10. Jahrhundert noch neu aufgebaut und wiederum im 13. Jahrhundert durch Ziegelmauerwerk erweitert worden. Nach Rückgang der spätantiken Besiedlung entwickelte sich im frühen Mittelalter westlich vor dem Lager eine *civitas novo [...] inter ruinas veteras*, und später im Hochmittelalter sprechen die Quellen immer noch von *vetus vel interior urbs* oder von *novo vel exterior urbs*, belegen also Kenntnisse der mittelalterlichen Bevölkerung von den Ursprüngen und der Verlagerung ihrer Stadt, deren antiker Name auch erhalten blieb: Im 11. Jahrhundert spricht man von *Argentorate vulgu Strateburge*.⁴

Anhand der Entdeckung und Ausgrabung der spätromischen Kastellmauer mit massiv gebautem achteckigen Turm in Konstanz erst im ausgehenden 20. Jahrhundert wurde die Funktion der späten Befestigung im Vergleich mit anderen spätromischen Kastellen im Bodenseeraum erörtert (Jörg Heiligmann).⁵ Der „Münsterhügel“ erhielt in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts innerhalb einer älteren Militäranlage eine neue Befestigung, die aber schon bald nach 300 durch das spätromische *castrum Constantia* im Bereich der späteren mittelalterlichen „Niederburg“ abgelöst wurde, dessen Mauer über die alten Gräben hinwegführt. Diese spätantike Wehranlage diente der romanischen Restbevölkerung weiterhin zum Schutz, bis um 600 n. Chr. das *castrum* zum Bischofssitz erhoben und zur Bischofsburg ausgebaut wurde. Eine erste Kirche entstand wohl schon im 5. Jahrhundert, die Ende des 8. oder im 9. Jahrhundert durch einen karolingischen Großbau ersetzt wurde. Nachfolgend wurde die Umwehrung des *castrum* nach Süden und Norden umfassend erweitert und die alte Bausubstanz verschwand, so dass die Anlage von der Bevölkerung nicht mehr wahrgenommen wurde. Nur die aus Oberwinterthur transferierte spätantike Bauinschrift mit der Nennung des Kaisers *Constantius* diente fortan als Erinnerungsmal und erklärte den Namen. Es gab Bezüge zu den Kastellen von Stein am Rhein, Arbon und Pfyn, die ebenfalls um 300 ausgebaut wurden. Die Datierung, wann der Abbruch des spätantiken Kastells in Konstanz erfolgte, ist aber noch offen: die Münzreihe endet 388/410, ein Holzbau entstand vor dem Eingang in den Turm, der also außer Funktion war, vielleicht erst im 5./6. Jahrhundert, oder war das Kastell bis ins 8./9. Jahrhundert noch intakt? Verbunden damit ist die Frage, wann die erste Kirche direkt hinter der Wehrmauer erbaut wurde. Die ältesten Kirchen in Kaiseraugst und Zurzach entstanden ebenfalls im 4./5. Jahrhundert, in Chur im 5. und in Pfyn im 5./6. bzw. 10. Jahrhundert, jeweils in den Ecken der Militärlager, in Stein am Rhein im 6. Jahrhundert auf der *principia*. Siedlungs- und Platzkontinuitäten zeichnen sich ab.

Die mögliche Kontinuität eines Zentralortes im Breisgau vom keltischen Oppidum *Tarodunum* (erwähnt bei Ptolemäus im 2. Jahrhundert) über die alemannische spätantike Höhengründung des 4./5. Jahrhunderts auf dem Zähringer Burgberg bis zum hochmittelalterlichen, namengebenden Herrschaftszentrum der „Zähringer“ Herzöge wurde anhand der archäologischen Ausgrabungsergebnisse auf dem Zähringer Burgberg der Jahre 1985 bis 1991 und 2008 beschrieben (Michael Hoepfer). Dabei wurde gefragt, ob es einen Zusammenhang zwischen den Namen *Tarodunum*/Zarten sowie *Zaringial*/Zähringen gegeben hat,

4 Der Beitrag von Jean-Jacques Schwiien kann hier leider nicht abgedruckt werden. Vgl. Yves HENIGFELD, Maxime WERLÉ und Jean-Jacques SCHWIEN, L'apport de l'archéologie à la connaissance de la ville médiévale. Le cas de Strasbourg, in: Trente ans d'archéologie médiévale en France. Un bilan pour un avenir, Paris 2010, S. 351–368.

5 Im Schutze mächtiger Mauern. Spätromische Kastelle im Bodenseeraum, hg. von Nobert HASLER, Jörg HEILIGMANN, Markus HÖNEISEN, Urs LEUZINGER und Helmut SWOZILEK, Frauenfeld 2005.

was dann für diesen geographischen Bereich eine zentralörtliche Kontinuität von der vorrömischen Zeit bis ins Mittelalter belegen könnte.

Eine ähnliche Struktur und Geschichte weist der Breisacher Münsterberg auf (Marcus Zagermann), für den der Aufenthalt Kaiser Valentinians I. im Jahr 369 ebenso Ranghöhe des Ortes bezeugt wie später im Mittelalter die Einrichtung einer Münzstätte. Die Auswertungen der jüngsten Ausgrabungen zeigen, dass der Berg sowohl in spätrömischer Zeit als auch in der Phase zwischen Antike und Mittelalter großflächiger besiedelt war als bisher erkennbar. Doch auch hier gibt es wie in Straßburg die „schwarze Schicht“ als Spur von Gärten oder auch von verfallenen Holzbauten, ländlichen Gehöften, aus verschiedenen Phasen, dem 7. und dem 8./9. Jahrhundert. Im Mittelalter wurden von den antiken Bauten noch die Mauern des *praetorium* wahrgenommen, die einst weithin sichtbar waren. Teile des antiken Gebäudes wurden im 12. Jahrhundert zum Kirchenbau umfunktioniert. Man wusste was man tat; denn auf Münzen des 10. Jahrhunderts aus der Breisacher Prägestätte hat man das antike Gebäude als Wahrzeichen auf der Rückseite eingeprägt. Das Gebäude ist eben keine Kirche, wie das sonst typisch in dieser Zeit ist, sondern in anderer Form turmartig. Es könnte das *praetorium* oder ein Teil der Wehrmauer des spätantiken *castrum* gemeint sein. Also wurde das Münster nicht allein aufgrund der topographischen Situation, sondern doch in bewusster Anknüpfung an das antike Herrschaftszentrum errichtet.⁶

Die Weiternutzung römischer Villen und die Wiedernutzung ihrer Areale sind ebenfalls erst nach neueren Ausgrabungen und sorgfältiger Analyse des Fundmaterials erkennbar und bewertbar geworden (Gabriele Seitz). Bei der Landnahme der Germanen im Bereich mit einer weitgehend noch erkennbaren römischen Infrastruktur in landwirtschaftlich gut nutzbaren Arealen haben sich die Neusiedler zwar weniger in römischen Bauten selbst – dafür ist der Befund von Wurmlingen ein Beispiel –, aber doch auf dem Gebiet ehemaliger Güter festgesetzt. Das gesellschaftliche Niveau wurde diskutiert. Diese Neusiedler werden kaum zur neuen Elite gehören, die eher Großbauten anderswo benutzten, sondern die Ruinenleute könnten auch zur zurückgebliebenen römischen Restbevölkerung gehört haben. Eiserne Steckkreuze in antiken Bauten deuten an, dass noch im 7./8. Jahrhundert das Wissen präsent war, hier haben einst Römer gewohnt. In die römischen Mauern von Wurmlingen wurde 347/348 ein Haus aus Pfosten eingebaut, die den alten römischen Estrich durchschlagen haben. Eine Altmetallwerkstatt gehört in spätrömische oder aber in frühmittelalterliche Zeit. Andernorts wurden immerhin drei sich überlagernde Hausgrundrisse der Zeit vom 3./4. bis 7. Jahrhundert nachgewiesen. Das sind einige Belege für kontinuierliche Nutzung römischer Anwesen, die sich vermehren ließen.

Im öffentlichen Abendvortrag griff Lukas Clemens⁷ verschiedene Aspekte auf, die er in seinem monumentalen Buch mit dem Untertitel „Nutzung und Wahrnehmung“ thematisiert hatte und die zusätzlich Licht auf die Verhältnisse im Südwesten werfen als Ergänzungen zu den vorausgegangenen Referaten. Die verschiedenen Arten der Instrumentalisierung römischer Ruinen sowie antiker schriftlicher Überlieferung wurden beleuchtet. Ruinen waren Rohstoffquelle einerseits, und andererseits boten sie die Anknüpfung an die antike Geschichte zur Traditionsbildung. Die Diskussionen bei Arnold Esch und Günther Binding⁸

6 Vgl. dazu Lukas CLEMENS, *Tempore Romanorum constructa. Zur Nutzung und Wahrnehmung antiker Überreste nördlich der Alpen während des Mittelalters* (Monographien zur Geschichte des Mittelalters Bd. 50), Stuttgart 2003, S. 376 ff. mit Abb. 31: Abbildungen antiker Bauwerke auf hochmittelalterlichen Münzen (z. B. Trier und Besançon).

7 CLEMENS, *Tempore Romanorum constructa* (wie Anm. 6).

8 Arnold ESCH, *Wiederverwendung von Antike im Mittelalter. Die Sicht des Archäologen und die Sicht des Historikers* (Hans-Lietzmann-Vorlesungen Heft 7), Berlin/New York 2005; Gün-

greifen, so der Referent, diese Themen in europaweitem Rahmen auf. Einige Beispiele: Antike Fundobjekte wurden in hochmittelalterlichen Mirakelberichten als römisch erkannt und dann weitergehend gedeutet. Nach einer Erzählung, entstanden im 10. Jahrhundert, wurden die Fundamente der baufällig gewordenen Marienkirche von Zurzach durch Steine von einem Ort *Confluentia*, dem Zusammenfluss von Aare und Rhein, erneuert, die von Bürgern mit Hilfe der hl. Verena aus dem kalten Wasser geholt werden konnten. Diese Steine wiesen Schriftzeichen und Reliefbilder auf. Man deutete damals den Befund so, sie seien bei einem Schiffsunglück versunken; denn Inschriften im Wasser hätten auch in römischer Zeit keinen Sinn. Antike Reste im Rheinland wurden wichtiges Exportgut. In Siedlungsschichten des 8./9. Jahrhunderts in der dänischen Handelsstadt Ribe wurden antike Münzen, Gemmen und Fragmente von Metallstatuen (als Rohmetallquelle) gefunden, auch farbige Glasmosaiksteine, die zu Perlen umgeschmolzen wurden. Sie stammen von Wand- und Deckenmosaiken und wurden in den gesamten Ostseeraum exportiert. Zur Anfertigung romanischer Zellschmelzarbeiten in Limoges, im Maasraum und in England dienten derartige Glasmosaiksteine verschiedener Farbe als Rohstoff, worauf Roger von Helmarshausen im frühen 12. Jahrhundert in seiner *Diversarum Artium Schedula* hingewiesen hat.⁹ Aus schwerem Mauerwerk wurden die Metallklammern herausgebrochen; Mauern selbst wurden zu Steinbrüchen. Anhand von Keramikfragmenten in den Ausbruchgruben ist datiert, dass über die Jahrhunderte hinweg Steine so gewonnen wurden, nicht zuletzt während der Aufsiedlung antiker Ruinenareale, sondern auch durch systematische Suche von Mauerwerk unter der Erde, und das bis ins 19. Jahrhundert. Aus Städten mit antiker Vergangenheit wie Trier oder Kaiseraugst liegen Abrissprotokolle aus dem Mittelalter vor. In der Diskussion wurde von „atomisierter Antike“ gesprochen. Doch mussten wiederverwendete römische Sachgüter im frühen Mittelalter, geborgen aus antiken Bestattungen, wie zum Beispiel kostbare Gläser oder Tongefäße, entdämonisiert, also geweiht werden. Wie in Straßburg sprechen überlieferte Texte oder Namen auch in Trier von der Kenntnis der antiken Vergangenheit. Im 12. Jahrhundert wird *St. Maria in Horreo* genannt, weil noch das Wissen um die Nutzung der Gebäude als ehemalige Lagerhallen vorhanden war, ebenso hieß das alte wirtschaftliche und administrative Zentrum der Stadt, das Forum noch im 12. Jahrhundert *forum antiquum* oder *vetus forum*. Römische Ruinen dienten an vielen Orten – darüber berichtete auch ein weiterer Vortrag (Erik Beck) – zur Konstruktion von Abstammungslinien, womit uralte Rechtsansprüche abgesichert werden sollten.

C. Institutionen

Die Sektion zu Institutionen moderierten Dieter Geuenich und Gerhard Fingerlin. Als neue Sicht auf das germanische Königtum wurde mit überzeugenden Gründen vorgeschlagen, den römischen *rex*-Titel bei den germanischen *gentes* nicht als Beschreibung einer genuin germanischen Einrichtung zu betrachten, sondern als Adaption einer römischen Vorstellung

ther BINDING, Antike Säulen als Spolien in früh- und hochmittelalterlichen Kirchen und Pfalzen. Materialspolie oder Bedeutungsträger? (Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main Bd. XLV, Nr. 1), Stuttgart 2007.

9 CLEMENS, *Tempore Romanorum constructa* (wie Anm. 6), S. 232 f. mit zahlreichen weiteren Beispielen; Heiko STEUER, s. v. Mosaik, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* Bd. 20, Berlin/New York 2002, S. 255–262.

von Herrschaft (Stefanie Dick).¹⁰ Das Königtum war bei den germanischen Stämmen die zentrale Form der Organisation von Herrschaft im Mittelalter. Vor dem Hintergrund des beachtlichen Kulturgefälles bzw. des gewaltigen zivilisatorischen Abstands, wie die Referentin meinte, zwischen den hochentwickelten romanisierten Provinzen westlich des Rheins und dem sogenannten *Barbaricum* östlich des Stroms konnte es nicht ausbleiben, dass auch die sozialpolitischen Strukturen bei den Germanen von Rom beeinflusst wurden, was sich in der Übernahme der Vorstellung vom *rex* niedergeschlagen habe. Der Rex-Titel wurde von Roms Gnaden an Germanenführer verliehen (z. B. an Ariovist), verbunden mit Geschenken, und daher wurde das akzeptiert. Doch unbekannt ist aber, was die Germanen selbst davon wussten bzw. hielten. Der Rex hat sich regelmäßig aus militärischer Führung entwickelt. Bei den Langobarden gab es 30 *duces* und darüber aber nur einen König. Herrschaft und Königtum sind gleichzusetzen mit Führung; auch genealogisch scheint das fassbar zu sein, wie im Königsnamen Kunibert/Kunigbert gleich ‚König‘. Die Entwicklung des Kriegerturns seit der Keltenzeit und später bei den Germanen, weil Rom Söldner brauchte, hatte Herrschaftsbildung zur Folge.¹¹ Die Kriegerverbände hatten sich von der bäuerlicher (Stammes)-Bevölkerung gelöst, Sachsen z. B. zogen mit Langobarden nach Italien, andere nach Britannien.

Es bleibt aber zu diskutieren, ob das zivilisatorische Gefälle allein entscheidend war und nicht auch der bewusst andersartige Lebensstil. War es eine Mangelgesellschaft mit unausgeglichenen Relation zwischen Bedarf und Können? Denn archäologisch ist vielfach nachgewiesen, welches beachtliche Wachstum die bäuerliche Wirtschaftsweise in Germanien während der Jahrhunderte n. Chr. aufweist und dass römische Industrien wie Produktion von Drehscheibenkeramik oder Metallgewinnung rasch übernommen wurden. Auch die Rohstoffgewinnung erreichte eine beachtliche Höhe, vor allem im Bereich der Eisengewinnung. Den großen Abstand zwischen Rom und der germanischen Welt sah vielleicht nur Rom, da die Verhältnisse nur über die eigenen römischen Kategorien zu beschreiben waren.

Einen Weg der sozialpolitischen Einflussnahme Roms auf die Germanen erfolgte über den Militärdienst von Alemannen und Franken im spätrömischen Heer (Dieter Geuenich). Die Schriftsteller überliefern zahlreiche Lebensläufe und Karrieren germanischer Offiziere in der römischen Armee, die zeigen, welche Kontinuitäten in die Völkerwanderungszeit hinein über das Militärwesen bestanden haben und wie die römischen Karrieremuster mit ihren Aufstiegsmöglichkeiten von Alemannen und Franken wahrgenommen wurden. Der Lebenslauf des *rex Alamannorum Vadomarius* (ca. 354–373), der es bis zum *dux* der Grenzprovinz *Phoenice* brachte und für Rom einen Sieg über die Perser errang, im Vergleich mit weiteren führenden Germanen im römischen Heer regte den Referenten an, nicht mehr von Germanen „im römischen Dienst“ zu sprechen, sondern sie eher als „Wahl-Römer“ zu bezeichnen, da sie in die römische Gesellschaft hineinwachsen wollten und zugleich ihre Herkunft zu vergessen begannen, was auch an der Namengebung sichtbar war; ein Beispiel ist

10 Stefanie DICK, Der Mythos vom „germanischen“ Königtum. Studien zur Herrschaftsorganisation bei den germanischsprachigen Barbaren bis zum Beginn der Völkerwanderungszeit (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband 60), Berlin/New York 2008.

11 Dazu vgl. auch Heiko STEUER, Warrior Bands, War Lords, and the Birth of Tribes and States in the First Millennium AD in Middle Europe, in: Warfare and Society. Archaeological and Social Anthropological Perspectives, hg. von Ton OTTO, Henrik THRANE und Helle VANDKILDE, Århus 2006, S. 227–236; DERS., Kriegerbanden und Heerkönige. Krieg als Auslöser der Entwicklung zum Stamm und Staat im ersten Jahrtausend n. Chr. in Mitteleuropa. Überlegungen zu einem theoretischen Modell, in: Runica, Germanica, Mediaevalia, hg. von Wilhelm HEIZMANN und Astrid VAN NAHL (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband 37), Berlin/New York 2003, S. 824–853.

Agenarichus/Serapio. Daher war auch eine ethnische Zuordnung von Militärpersonen im 4. Jahrhundert meist nicht möglich, wenn nicht direkt von *reges Alamannorum* gesprochen wurde. Im 4. Jahrhundert waren nach Meinung einiger Forscher unter Julian 50 % der Offiziere germanischer Herkunft, in der Diskussion sprach man eher von 20 %, was ebenfalls noch problematisch sei, da – wie betont – Römer und Alemannen nicht einmal am Namen zu unterscheiden waren.¹²

Ein zweiter wichtiger Hinweis im Referat war, dass die bekannten Germanenkönige Vadomar oder Gundomad nicht *reges Brisigivarorum* genannt werden dürfen. Der Breisgau war bei Ammianus Marcellinus nur eine vage geographische Angabe. Nirgends steht *Brisigavi* und Breisgau, also kann man nicht von Breisgau-Alemannen sprechen. Es heißt *Vadomar plebs, pagus Vadomarius*, und erst in der Notitia Dignitatum (von 395/398 oder aus den 420er Jahren) werden die Truppenverbände *Brisigavi* genannt, die *Brisigavi senioris* dienten in Spanien, die *iuniores* in Italien. Es handelt sich um eine jüngere römische Truppenzusammenstellung. Auf dem *mons Brisiacus* stand das römische Kastell, besucht von Kaiser Valentinian 369. Eine alemannische *gens* nennt sich eben sicherlich nicht nach dem römischen Kastell, und der Begriff *pagus* für den Breisgau kommt erst im 8. Jahrhundert auf.

Der Referent meinte zustimmend zum Beitrag von Stefanie Dick, dass der *rex* in seiner *gens* eine römische Benennung als Bündnispartner war – der *Bucinobantes Hortarius rex* z. B. diente im römischen Reich. Zum Beitrag von Gabriele Seitz meinte er, dass germanische Umbauten in einer alten Villa nicht der repräsentative Wohnsitz des Vadomar, des römischen Generals und *rex Alamannorum*, gewesen sein kann und dass von einem anderen Zuschnitt ausgegangen werden muss. *Vadomar* hatte *contra Rauracos* sein *domicilium*, in der Höhenstation auf dem Hertenberg oder in einer neuen Villa in Art eines großen germanischen Gehöfts zu Füßen des Berges.

Anhand des *Pactus* (613) und der *Lex Alamannorum* (zur Zeit des Herzogs Lantfrid, gestorben um 730) wurde gefragt, wie alemannisch eigentlich diese Gesetzestexte gewesen seien (Clausdieter Schott). Der *Pactus* war zwar anscheinend für Alemannien gedacht, wurde aber vor dem Hintergrund fränkischer Texte formuliert, bringt jedoch einige eigenständige Paragraphen, so bei den Wergeldsätzen. Die *Lex* ist demgegenüber wohl eine spätere Reichenauer „Fälschung“, die jedoch den Anspruch erhebt, formell ein alemannisches Gesetz zu sein. Es ist der Versuch, mit entsprechenden Erbgewohnheiten Familienbesitz zu annektieren. Die Teile Kirchenrecht, Herzogsrecht und Volksrecht spiegeln die Diskrepanzen: das Kirchenrecht ist neues Recht und daher kaum als alemannisch zu charakterisieren, ebenso ist offen, ob das Herzogsrecht spezifische alemannische Verhältnisse meint, während allein das sog. Volksrecht reale Verhältnisse widerspiegeln könnte, was auch an der Sprache ablesbar ist. Umfangreiche Teile der *Lex* wurden später zudem in außerallemannische *leges* übernommen, (doch Rezeption und Transfer von Rechtstexten im Frühmittelalter sind ein anderes Thema). Waren die Rechtstexte Aufzeichnungen alemannischer Bräuche, nur Oktroi durch die Franken oder aber Niederschlag mehrerer parallel existierender alemannischer Gewohnheiten? Sind die Wergeld-Bestimmungen alemannisch, fränkisch oder in einer Rechtssprache latinisierte germanische Wörter. Auffällig sind die unterschiedlichen Strafsätze. In den fränkischen *leges* sind sie hoch, in den alemannischen gering (wegen der dort geringeren wirtschaftlichen Kraft?). Deutlich wurde im diesem Beitrag, dass auch auf dem Gebiet der Rechtstexte Antike und Mittelalter miteinander verflochten sind, dass die *leges* ein komplexes Netzwerk bilden mit alten Wurzeln und jüngeren zielgerichteten „Fälschun-

12 Martin BANG, *Die Germanen im römischen Dienst bis zum Regierungsantritt Constantins I.*, Berlin 1906, S. 93.

gen“. Die ‚Ethisierung‘ der *leges* sei kaum möglich, da nicht eindeutig zwischen einem Text für ein Gebiet oder für einen Personenverband unterschieden und da kaum zwischen römischen Grundlagen einer sog. höheren Zivilisation und den germanischen Überlieferungen differenziert werden könne.

Der Übergang von der Antike zum Mittelalter wird nicht zuletzt im Amt und der Funktion des Bischofs greifbar (Steffen Patzold). In der Spätantike und nachfolgend übernahmen Bischöfe in Gallien die Herrschaft über die *civitates*, was grundlegend für die politische Organisation in West- und Mitteleuropa wurde. Ging man bisher davon aus, dass diese Bischöfe mehrheitlich zur alten römischen senatorischen Aristokratie gehörten und damit eine sozial homogene Gruppe das Bischofsamt monopolisierte, zeigen sorgfältige statistische Untersuchungen der Familien, dass die Herkunft der Bischöfe doch wesentlich mehr Unterschiede aufweist, nicht zuletzt im Rang und der Herkunft der Gruppen.

Die Rolle der Kastellorte bei der Gründung von Bistümern wurde für das Bistum Konstanz erörtert (Helmut Maurer). Anhand von spätantiken bzw. frühmittelalterlichen Inschriftensteinen wird der Bischofssitz Konstanz mit zwei weiteren südlich des Bodensees gelegenen Kastellorten, *Vitudurum*/Oberwinterthur und *Vindonissa*/Windisch, parallelisiert. Die chronikalische Überlieferung weiß seit dem 11. Jahrhundert von der Übertragung des Bischofssitzes von Windisch nach Konstanz (es ist der Transport des antiken Steins mit der Inschrift *Constantius*), und im 14. und 15. Jahrhundert dient dieses Wissen dazu, den Vorrang von Konstanz abzusichern und damit zugleich Kastelle wie *Arbor felix*/Arbon und *Ad Fines*/Pfyn mit ihren Kirchen, gelegen an der wichtigen Straße durch den Thurgau, sich zuzuordnen (auf der Basis des Privilegs Friedrich Barbarossas von 1155, mit der These, dass dort dem Konstanzer vorausgehende Bischofssitze bestanden hätten). Die Chronisten des Mittelalters wussten durch eigene Anschauung von den Resten spätrömischer Mauern und der in ihrem Schutz errichteten Kirchen. Mitte des 11. Jahrhunderts sprach Ekkehart IV. von St. Gallen von Konstanz als *villa regia Tagoberti* mit den zugehörigen ehemaligen Kastellorten, womit das Problem der sog. Fiskalkontinuität spätrömischer Kastelle angesprochen würde, wie der Referent betonte.

Im Bereich des Bestattungswesens, für frühe Epochen immer eine wesentliche archäologische Quellengruppe, haben die Reihengräberfelder des späten 5. bis frühen 8. Jahrhunderts im östlichen Merowingerreich seit langem besondere Beachtung gefunden, weil Grabformen und die oft reichhaltigen Grabbeigaben (Kleidung, Waffen und Schmuck) mancherlei weitergehende kulturgeschichtliche Fragestellungen beantworten können. Bisher als Besonderheit der germanischen Bevölkerung angesehen, werden sie jetzt eher als – wenn auch auffälliges – ‚Übergangsphänomen‘ zwischen Antike und Mittelalter bewertet (Sebastian Brather). Sie sind Spiegel gewichtiger politischer, kultureller, sozialer und wirtschaftlicher Veränderungen nach der Desintegration des dominierenden Römischen Reichs und eine Selbstdarstellung der sich neu formierenden Gesellschaft im Umbruch. Die sich seit dem späten 7. Jahrhundert durchsetzende Kirche und der sich neu herausbildende Adel wechselten dann zu einer anderen Darstellung sozialer Repräsentation. Dieser Befund ist – so der Referent – erst im Nachhinein so zu bewerten. Während Fortleben und Nachwirken der Antike darin zwar fassbar werden, konnte es aber keine Wahrnehmung im Sinne des Tagungsthemas im frühen Mittelalter selbst geben. Zitate von Kollegen beschreiben diese Sondersituation: Guy Halsall meint, dass die Reihengräberfelder eine entscheidende Quelle für die Geschichte vom Ende des römischen Reichs seien¹³, und Patrick Geary formuliert:

13 Guy HALSALL, Gräberfelduntersuchungen und das Ende des römischen Reichs, in: Zwischen Spätantike und Frühmittelalter. Archäologie des 4. bis 7. Jahrhunderts im Westen, hg. von Se-

„Die merowingische Kultur entstand im Rahmen der Spätantike und ging mit ihr unter“.¹⁴ Damit wird wieder einmal das Thema der Epochengrenze tangiert, die mit dieser Formulierung zur Karolingerzeit hin verschoben wird.

In der Diskussion wurde deutlich, dass auch anders argumentiert werden kann und stärker von einer „Transformation“ der römischen Welt gesprochen werden sollte, was Kontinuität meint. Immerhin lässt die Verbreitung der Reihengräberfelder noch Jahrhunderte später die Limes-Linie erkennen. Betont wurde noch einmal, dass die Reihengräber nicht mehr als ‚germanisch‘ gewertet werden sollten, sondern die sich neu bildenden Gesellschaften schlossen Germanen und Romanen gleichmäßig ein. Äxte als Grabbeigabe seien nicht Zeichen der Barbaren, sondern Hinweis auf Rodung, Landbesitz, Herrschaft und Landesausbau verschiedener Eliten (nach Frans Theuws¹⁵). In der Diskussion wurde aber auch bemerkt, dass die archäologische Forschung immer wieder den Wandel der Grabformen kennt und dass über eine Spanne von 250 Jahren angelegte Reihengräber im Vergleich mit anderen Epochen weniger einen Übergang und vielmehr eine Phase üblicher und verbreiteter Bestattungsformen darstellt. Es fehlten weiterhin – so wurde festgestellt – Überlegungen zum religiösen Hintergrund der Bestattungsform, da antike Kulte, frühes Christentum und der Walhallglaube nebeneinander existierten und sich ablösten (Sönke Lorenz).¹⁶

Schon seit langem war aufgefallen, dass mittelalterliche Kirchen sehr oft über bzw. auf römischen Ruinen errichtet worden sind. Die statistische Auswertung der zahlreichen archäologisch erschlossenen Befunde ging von der Frage aus, ob das eine „versteinerte Kontinuität“ sei oder nur „lapidarer Zufall“ (Stefan Eismann).¹⁷ Der Fächer möglicher Deutungen dieser archäologisch eigentlich eindeutigen Befunde ist breit: topographische Gegebenheiten, Nutzung des freien Ruinengeländes, Beibehaltung des Kultisch-Religiösen am Ort oder schlicht pragmatische Wiederverwendung der antiken Bausubstanz. Der Referent konnte Beispiele für zufälliges Zusammentreffen oder bewusste Wiederanknüpfung und klare Kontinuität beibringen.

D. Landschaft und Besiedlung, Wandel des Besiedlungsmusters

Das Arbeitsgebiet des Forschungsverbundes wurde auch als Gesamtheit mit Blick auf das Tagungsthema betrachtet, indem moderiert von Sönke Lorenz diskutiert wurde, wie die Siedlungs- und Verkehrstopographie am Hoch- und Oberrhein sich von der Antike zum Mittelalter wandelt (Lars Blöck). Noch während der Spätantike war im 4. Jahrhundert der Rhein keine wirkliche Grenze, auch wenn eine neue Kastell-Kette links des Rheins an die

bastian BRATHER (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband 57), Berlin/New York 2008, S. 103–117.

14 Patrick GEARY, Die Merowinger. Europa vor Karl dem Großen, München 1996, S. 225.

15 Frans THEUWS, Grave goods, ethnicity, and the rhetoric of burial rites in Late Antique Northern Gaul, in: Ethnic constructs in antiquity. The role of power and tradition, hg. von Ton DERKS und Nico ROYMANS (Amsterdam Archaeological Studies 13), Amsterdam 2009, S. 283–319.

16 Dazu jetzt: Susanne BRATHER-WALTER und Sebastian BRATHER, Repräsentation oder Religion? Grabbeigaben und Bestattungsrituale im frühen Mittelalter, in: Wechsel der Religionen – Religion des Wechsels, hg. von Niklot KROHN und Sebastian RISTOW (Studien zu Spätantike und Frühmittelalter 4), Hamburg 2012, S. 121–143.

17 Stefan EISMANN, Frühe Kirchen über römischen Grundmauern. Untersuchungen zu ihren Erscheinungsformen in Südwestdeutschland, Südbayern und der Schweiz (Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends Bd. 8), Rahden/Westf. 2004.

Stelle des Obergermanisch-Rätischen Limes getreten war. Immerhin gab es mindestens vier regelmäßig genutzte Rheinübergänge. Das römische Straßensystem bestand rechts des Rheins in der Trassenführung über das Ende des Römischen Reichs hinaus weiter, obwohl schon seit der Zurücknahme des Limes ein starker Bevölkerungsrückgang zu verzeichnen war, aufgrund der Abwanderung römischer Bevölkerung und einer doch erst geringen germanischen Einwanderung. Die frühen Einwanderer orientierten sich anfangs an der römischen Organisationsform der Landschaft. Erst seit dem 4. Jahrhundert werden alemannische Gehöfte an neu gewählten Plätzen errichtet, und als spezielle repräsentative Siedlungsform entstanden Höhenstationen wie der Zähringer Burgberg.

Die in einem anderen Referat auch schon angesprochene Wiedernutzung der *villae* und *vici*, erkennbar an leicht errichteten Trockenmauern oder Pfostenstellungen von Holzbauten, wird der Restbevölkerung niederer sozialer Gruppen (Wurmlingen) zugeordnet. Auch der noch zu registrierende, nicht geringe Münzumsatz (Karlhorst Stribrny¹⁸) spiegelt römischen, wenn auch eingeschränkten Umgang mit Geld. Die Oberrheinzone rechts des Stroms scheint also länger (römisch) besiedelt gewesen zu sein, bis ins 4. Jahrhundert hinein, trotz Verlegung des Limes.

Die Verwaltungsstruktur wechselte vom römischen *pagus* zum germanischen Gau (Ulrich Nonn). Römische Autoren benannten zuerst keltische Unterstämme und dann in Nachfolge germanische Stammesteile als *pagi*, also Personenverbände. Der römische Begriff *pagus* meint aber ein Territorium mit Grenze, als unterste Einheit einer *civitas* bei einem *oppidum*. So nennt Caesar Unterstämme, vier *pagi* der Helvetier, bei den Semnonen gab es 100 *pagi*, die je 1000 Krieger stellen konnten. Mit den *pagi* werden spätantike Strukturen übernommen. Frühe alemannische Gaubezeichnungen finden sich bei Ammianus Marcellinus (zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts). Für die Alemannia wechselt bei Ammianus der Inhalt von *pagus* noch zwischen Stamm und Bezirk, *gens* = *pagus*, in einem *pagus* herrscht König Hortarius. Entscheidend ist die Antwort auf die Frage, die auch in anderen Referaten anklang (Dieter Geuenich), ob bei den Germanen *pagus* und Gau in erster Linie eine geographische oder eine Gruppenbezeichnung waren. *Pagus/civitas* gibt es noch im 6. Jahrhundert im Frankenreich; im 7. Jahrhundert hießen die Bischofsstadt *civitas* und das Umland *pagus*. Althochdeutsche Glossen sprechen von *pagus* – *gouwe*. Rechts des Rheins gab es naturgemäß keine *pagi* in römischer Zeit, die kleinen *civitates* werden erst in nachrömischer Zeit Huntare und Baare, dann in Verbindung mit Personennamen genannt. Es sind deutlich jüngere Benennungen des 8. Jahrhunderts in der Alemannia. Eine mögliche Kontinuität von den früher belegten *centena* zu den Huntare wird erörtert.

In der Organisation des ländlichen Raumes gab es zwischen der Verteilung der einzeln stehenden römischen Gutshöfe (den *villae*) und den mittelalterlichen Dörfern einen tiefgreifenden Bruch (Rainer Schreg). Nachdem die römerzeitliche Bevölkerung die Landgüter verlassen hatte, siedelten sich zwar oftmals germanische Gruppen auf dem Areal der Villen an. Der Limesfall führte also nicht zu einer deutlichen Zäsur. Der Nachweis für diese Kontinuität bis ins 4./5. Jahrhundert gelang erst durch die jüngsten archäologischen Ausgrabungen. Spätestens im 5. und frühen 6. Jahrhundert folgte dann jedoch die grundsätzliche Veränderung. Dörfer als Ansammlung von Gehöften wurden gegründet, wie das im Herkunftsgebiet der Germanen seit Jahrhunderten üblich war. Die Wurzel der mittelalterlichen Grundherrschaft liegt hier. Im Besiedlungsmuster ist also keinerlei Kontinuität zu entdecken. Der Referent betonte, dass sich die Grundlage für das moderne Geschichts-

18 Karlhorst STRIBRNY, Römer rechts des Rheins nach 260 n. Chr., in: Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 70, 1989, S. 351–505.

bild vom spätantiken und mittelalterlichen Siedlungsbild wandelte. Die älteren Vorstellungen von Legitimation der Herrschaft in römischer Zeit und nachfolgend von nationaler Identität in germanischer Tradition würden durch wirtschafts- und umwelthistorische Betrachtungsweisen in der Gegenwart ersetzt. Diese Ablösung sah jedoch komplexere Vorgänge: In einem römischen Kastell entstanden dreischiffige Langhäuser, wohl germanische Gehöfte. Die Gehöfte in Lauchheim besaßen anders als in Nordwesteuropa und Südkandinavien keine Wohnstallhäuser. Andernorts standen Langhäuser und Grubenhäuser getrennt und bildeten keine Gehöfte. Kennzeichen früh- und noch spätmittelalterlicher Siedlungen war ihre Standortveränderung; der konstante Ortskern setzte sich erst im 12./13. Jahrhundert bzw. im 10./11. Jahrhundert durch – ein wesentliches Ergebnis archäologischer Forschung, denn derartigen Verschiebungen sind weder in der schriftlichen Überlieferung noch im Namen fassbar.

E. Wahrnehmung und Rezeption der Antike im Mittelalter

Diese Sektion moderierte Hans-Werner Goetz. Antike Überreste konnten und wurden im Landschaftsbild des Oberrheingebiets im Mittelalter sowohl wahrgenommen als auch genutzt (Erik Beck). Es geht dabei um Bauten, die nicht nur in Gallien und in den großen Städten, sondern auch rechts des Oberrheins und im Neckarraum, also in den Grenzregionen des Römischen Reichs noch im Mittelalter standen, wenn auch oft nur als Ruinen. An diese wurden Traditionen geknüpft, um Rechtsansprüche auf Ländereien zu begründen, was zu bemerkenswerten Rekonstruktionen der Vergangenheit und zu phantasiereichen Interpretationen der antiken Reste geführt hat.

Ein Mönch des elsässischen Klosters Ebersheimmünster bei Schlettstadt beschrieb um 1160 in seiner Chronik, wie Caesar hier ein verfallenes Merkurheiligtum restauriert und durch vier Kastelle in alle Himmelsrichtungen sichern ließ. Die zu seiner Zeit noch sichtbaren Reste römischer Villen wurden als Kastelle bzw. Burgen wahrgenommen, die den Platz seit alters her schützten, und über die Legende, dass der missionierende hl. Maternus, später Bischof von Köln, und seine Begleiter den Merkurtempel zerstörten und auf den Ruinen eine Petruskirche erbauten, wurde damit die älteste Kirche im Elsass nachgewiesen. Durch diesen bewussten Rückgriff auf römische Reste wurden Alter und Ehrwürdigkeit bestätigt. Antike Bauinschriften wurden im 12. Jahrhundert genutzt, um durch den Bezug auf römische Kaiser Tradition zu schaffen. Die nach Konstanz transferierte Inschrift *Constantius*¹⁹ ist ein instruktives Beispiel. Der Chronist des Klosters Zwiefalten überliefert 1135/37 eine ähnliche Gründungsgeschichte. Zuerst war der Platz einer alten Stadt oder Burg (*antiqua urbs* bzw. *Altinburc*) ausgewählt, wurde aber wegen Wassermangels wieder aufgegeben und an anderer Stelle das Kloster in Zwiefalten gegründet. Säulen für die Zwiefaltener Kirche waren aus der *antiqua urbs*, wohl einer großen römischen Villa rustica mit einer Porticus herans transportiert. Der Sinn war wiederum, das Kloster an einem traditionsreichen Ort zu gründen, wo die Stifterfamilie über Besitz verfügte. Als Reformkloster konnte man sich zwar nicht direkt auf die Antike zurückführen und wählte daher diesen Umweg. Im elsässischen Dompeter nahe Molsheim wurde ein antiker Sarkophag aus heimischem Sandstein des späten 3. Jahrhunderts umgewidmet und als Grab der eigentlich im Rom bestatteten heiligen Petronella gedeutet. Aufgestellt nahe beim Altar in einem Arkosol diente sie nach Berichten des Humanisten Jakob Wimpfeling als Wallfahrtsziel. Fieberkranke wurden im Sarg liegend

19 Vgl. die Beiträge von Jörg HEILIGMANN und Helmut MAURER in diesem Band.

geheilt. In Baden-Baden waren die antiken Thermen, *balnaea*, im Mittelalter noch als beachtliche Reste vorhanden und wurden richtig als Bäder erkannt. Erst 1996 gefundene Keramikscherben der späten Merowinger- oder frühen Karolingerzeit beweisen, dass die Soldatenthermen in jener Epoche noch oder wieder genutzt wurden, entweder sakral oder als Adelswohnsitz. Das Reichskloster Weißenburg im Unterelsass berief sich auf antike Traditionen, um Besitzansprüche in Baden-Baden zu sichern. Dazu diente eine im 12. Jahrhundert auf König Dagobert gefälschte Urkunde, mit der Badeanlagen (*balneas illas trans Rhenum*) – im Mittelalter noch als römische erkannt – dem Kloster geschenkt worden wären, womit hohes und ehrwürdiges Alter bewiesen werden konnte.

Antikes diente als Antiquität, wurde in der Diskussion betont (Hans-Werner Goetz). Es gibt viele Plätze, die Alteburg oder Castelberg genannt wurden, sogar mittelalterliche Turmburgen wurden im 19. Jahrhundert so bezeichnet; es gab Zirkelschlüsse, da sogar außerhalb der römischen Provinzen vorgeschichtliche Anlagen so bezeichnet wurden. Der bewusste Rückgriff des Bischofs Bernward von Hildesheim um 1000 auf antike Vorbilder, nämlich (Dach-)Ziegel mit seinem Namen zu stempeln, um damit seinen Rang und seine Zuständigkeit zu demonstrieren, ist eine ideologisch begründete Handlung, und das Verfahren hat er – wie die Schriftüberlieferung bestätigt – in Rom an antiken Vorbildern kennengelernt. Antiquarisches Interesse bestand noch im früheren Hochmittelalter, erst nach dem 12./13. Jahrhundert setzte der Verlust der Kenntnisse von der Antike ein, die dann mit den Humanisten einen neuen Aufschwung nahmen. Der Zähringer Burgberg bei Freiburg diente den Markgrafen von Baden im 19. Jahrhundert zur Tradition bildenden Anbindung an die Zähringer, und diese wählten den Platz wegen der zentralen Höhensiedlung des 4./5. Jahrhunderts und jene den Platz, weil zuvor dort eine Keltenfestung bestanden hatte, die noch zu erkennen war, womit die topographische Bedeutung des Platzes angezeigt wurde.

Ähnlich komplex wurden Herkunfts- und Ursprungsvorstellungen germanischer *gentes* erdacht (Alheydis Plassmann). Sie sind insgesamt nicht nur spät aufgezeichnet, sondern auch erst von der spät- und nachantiken Gesellschaft konstruiert worden. Eine *origo gentis* spiegelt daher nicht etwa ursprüngliche Vorstellungen zur Herkunft von Goten, Burgunden oder Franken wider, sondern die Erzählung ist im christlich-römischen Umfeld entstanden, und Reste vorausgehender mündlicher Überlieferung sind nur fragmentarisch zu entdecken. Je nach Zweck bezogen sich die Erzählungen auf einen trojanisch-römischen Ursprung, knüpften an biblische Überlieferung an oder bevorzugten eine skandinavische Herkunft. Ein mythischer Ahnherr und *heros eponymos* schafft eine andere Identität als die Überwindung eines stilisierten Erbfeindes. Die Verankerung der Identität der *gens* in der spätantiken Welt brauchte eine solche Herkunftssage als Legitimation des eigenen *regnum*, immer mit Blick auf das Verhältnis zu den Römern, zur Auserwähltheit der eigenen *gens* gegenüber dem christlichen Gott und als Rechtfertigung der Herrschaft. Somit sagen die verschiedenen *origines* immer das Wesentliche aus über die eigene Positionierung in der spätantiken Welt auf dem Weg ins Mittelalter. Doch dienten die Herkunftserzählungen über die Abstammung nicht nur zur Identitätsbildung, sondern waren literarische Erzählungen. Sie lassen sich gliedern. Die *Herkunft* stützt sich auf biblische Stammväter, Heiligenleben, auf die Geschichte des Auserwählten Volkes, auf Troja über die Römer oder auf Skandinavien. Außerhalb des römischen Kontextes entstanden die Herkunftssagen der Ostgoten und Langobarden als bewusste Abgrenzung von Rom, und erst auf Umwegen kam man auch zur biblischen Erzählung. Als *Zeitschichten* wählte man das Alte Testament, denn ehrwürdiges Alter war gewünscht, und man versuchte die Parallelisierung mit Ereignissen der Weltgeschichte. Die eigene *Wanderung* wurde mit der Wanderung des Volkes

Israel verglichen, die lang und entbehrungsreich war und bei der eine kriegerische Elite unter Königen zur Landnahme führte, verbunden mit der Verdrängung der alten Bevölkerung. Eroberung war eine bessere Rechtfertigung für Herrschaft als der Hinweis auf Autochthonie. Eine germanische Herkunft aus fernem Gebiet herzuleiten war aber nur teilweise nötig, ebenso wichtig war eine Herkunft mit christlich-antike Hintergrund. Der Autor der Erzählung schöpfte jeweils für seine Darstellung, was er brauchte, aus der römisch-romanischen oder aus der skandinavischen Herkunft.

In der Diskussion wurde gefragt, ob die Antike als Antike eine Rolle spielte oder nur allgemein das Alter und ob den Autoren damals das Zeitverhältnis bewusst war. Was bedeutete es, wenn Texte zu Abstammungssagen in anderen Zusammenhang eingebaut wurden, hat Jordanes (6. Jahrhundert) die Gotengeschichte zwanghaft aus Cassiodor (früheres 6. Jahrhundert) übernommen? Der Umgang mit der Herkunft sei eine römische Fragestellung gewesen, vielleicht gar keine germanische. Es habe aber doch die Geschichte der eigenen gentilen Herkunft gegeben, die nicht römisch gewesen sei, und so muss es eine mündliche Tradition z. B. bei Langobarden und auch Sachsen gegeben haben, aus der der Stammesname stammen würde (Wolfgang Haubrichs). Auch würden die zeitgenössischen Quellen zeigen (Barbara Sasse), dass die Goten sich nicht sicher waren, was sie eigentlich waren und deshalb als Ausflucht den Blick nach Skandinavien wählten. Die Skandinavier selbst hatten aber auch eine eigene Vorstellung von Herkunft, ohne spätantiken Hintergrund (Heinrich Beck). Die Asen weisen nach Asien mit dem Mittelpunkt der Asenburg; und erst später folgte die Überlagerung durch antike Vorstellungen. Es sei im übrigen eine Zeiterscheinung, Ansicht der gegenwärtigen Forschung, dass alles auf Rom zu beziehen sei, im 19. Jahrhundert bezog man sich bei diesen Problemfeldern auf Asien und noch nicht auf Rom.

Ein spätes Beispiel von Antikenrezeption im Hochmittelalter bietet die welfische Traditionsbildung (Heinz Krieg). Als erstes Geschlecht schufen die Welfen sich eine Geschichte ihres Hauses; denn bis ins 12. Jahrhundert hinein hat noch „kein anderes deutsches Adelsgeschlecht seine Wurzeln auf die Antike zurückgeführt“ (nach Matthias Becher²⁰). Vermutet werden italienische Einflüsse unter dem in Italien geborenen Welf IV. Ähnliche Familienchroniken schufen sich zeitlich parallel auch die Grafen von Anjou und von Flandern als Zeugnis eines erwachenden adligen Selbstverständnisses (nach Alheydis Plassmann²¹); sie gehen über die reine Legitimation anhand der Abstammung hinaus, um der eigenen Familie eine ranghohe Position zu verschaffen. Der Referent fragte, ob die Quellen nicht eher das Bewusstsein der damaligen Autoren als das der dargestellten Adelsfamilien reflektierten, betont aber, dass die Traditionen sicherlich nicht ohne oder gegen die adligen Stifter entstanden sind (so auch B. Schneidmüller). Die *Genealogia Welforum* und die *Historia Welforum* (1167/1184) sind somit zwei zentrale Quellen für adlige Traditionsbildung durch Anbindung an antike Elemente. 1030 hat Welf (II.) als erster das gedacht und sich auf Catilina/Catulus – Wolf/Welpe bezogen. Aber schon im Mittelalter erfuhr die Abstammung vom antiken stadtrömischen Geschlecht eine zwiespältige Bewertung. Die Anspicung an Trojaner und Franken über die fränkischen Könige geschah in der Krisensituation zur Zeit Heinrichs des Löwe und der Landnahme in Oberschwaben. In der Diskussion

20 Matthias BECHER, Der Name ‚Welf‘ zwischen Akzeptanz und Apologie. Überlegungen zur frühen welfischen Hausüberlieferung, in: Welf IV. – Schlüsselfigur einer Wendezeit. Regionale und europäische Perspektiven, hg. von Dieter BAUER, Matthias BECHER und Alheydis PLASSMANN (Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, Reihe B, Beiheft 24), München 2004, S. 156–198, hier S. 180.

21 Alheydis PLASSMANN, Die Welfen-Origo – Ein Einzelfall?, in: Welf IV. (wie Anm. 20), S. 56–83.

wurde bemerkt, dass die Rückführung auf die Person Catilina erfolgte, nicht auf die Epoche als Antike; Catilina war bekannt, denn im 12. Jahrhundert waren Sallust und Cicero Schulstoff.

Während der Epoche des Humanismus wurde das Wissen über die römischen Wurzeln in steigender Intensität für zeitgenössisch politische Probleme instrumentalisiert (Dieter Mertens), indem auch das eigene historische Weltbild daraufhin gestaltet wurde. Das mittelalterliche Wissen von der Antike war noch unkoordiniert, aitiologisch und assoziativ. Caesar als Urheber des römischen Reiches und wichtiger Verfassungsinstitutionen sowie Gründer von Städten, immerhin bis hinauf nach Pommern, spielte eine zentrale Rolle. Denn frühe Humanisten wie Enea Silvio Piccolomini meinten noch, dass Caesar häufig in Germanien gewesen sei, und erst durch die philologisch-historischen Arbeiten späterer Humanisten wie Heinrich Bebel wurde begründbares – kanonisiertes und koordiniertes – Wissen von der Antike gewonnen, als Voraussetzung auch für die Falsifizierung und Identifizierung vermuteter antiker Überreste. Diese deutschen Humanisten brachten in wissenschaftlicher Zusammenarbeit als Gruppe und unter Ausnutzung des Buchdrucks das große Projekt einer *Germania illustrata* nach dem Vorbild der *Italia illustrata* Biondos auf den Weg und haben damit in der frühen Neuzeit „das Wissen von der Antike völlig neu geformt“ (Dieter Mertens).

F. Zusammenfassung

Die zusammenfassende Schlussbetrachtung unter der Leitung von Jörg Jarnut und Ian Wood griff einzelne Themenbereiche auf, um die neu gewonnenen Perspektiven schärfer herauszubringen. Dazu gehörte die Bewertung der Reihengräber als Brücke von der Antike zum Mittelalter. Sebastian Brather, noch einmal gefragt, beschrieb das Aufkommen dieser Bestattungsform – ein Teilaspekt gesellschaftlichen Verhaltens – als Folge der Auflösung antiker Strukturen und als Versuch, soziale Verhältnisse lokal vorzuführen und zu stabilisieren. ‚Germanisch‘ als eine historische Aussage hätte nur dann Sinn, wenn die Frage beantwortet sei, ab wann von Germanen gesprochen werden könnte – erst wenn sie in Texten so genannt werden, oder gebe es andere Kriterien? Und wie ließen sich diese von einer wissenschaftlichen Disziplin in die andere übertragen?²² Jörg Jarnut wiederholte seine These, dass man für das frühe Mittelalter besser auf den Germanenbegriff verzichten sollte²³ und stattdessen die in den Texten konkret genannten Gruppen wie Franken und Alemannen betrachte.²⁴ Vieles in der *Germania* – als regionaler Perspektive – existierte nur durch Rom. Beeindruckend sind die römischen ‚Importe‘ in Prunkgräbern der Römischen Kaiserzeit wie

22 Vgl. Sebastian BRATHER, *Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen* (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband 42), Berlin/New York 2004.

23 Jörg JARNUT, *Germanisch. Plädoyer für die Abschaffung eines obsoleten Zentralbegriffes der Frühmittelalterforschung*, in: *Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters*, hg. von Walter POHL (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse Denkschriften 322), Wien 2004, S. 107–113; DERS., *Zum „Germanen“-Begriff der Historiker*, in: *Altertumskunde – Altertumswissenschaft – Kulturwissenschaft. Erträge und Perspektiven nach 40 Jahren Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, hg. von Heinrich BECK, Dieter GEUENICH und Heiko STEUER (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband 77), Berlin/Boston 2012, S. 391–400.

24 Zur Problematik allg.: s. v. Germanen, *Germania, Germanische Altertumskunde*, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* Bd. 11, Berlin/New York 1998, S. 181–438.

in Gommern (Sachsen-Anhalt) oder all die Schwerter und anderen Waffen der Heeresbeuteopfer in dänischen Mooren von Nydam bis Illerup. Heimische Töpfer mit Hilfe römischer Handwerker betrieben die Öfen zur Produktion typisch ‚römischer‘ Tonware, so im thüringischen Haarhausen; römisches Metallgeschirr wurde in Ton nachgeahmt. Ian Wood ergänzte die Beispiele von Weiter- und Wiedernutzung römischer Ruinen durch Befunde in Northumbria des 7./8. Jahrhunderts. Im Königskloster von Jarrow wurden römische Steine verbaut, die Geschichten von Artus sehen die Weiternutzung römischer Kastelle.